Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 24 (1934)

Heft: 20

Artikel: Ein doppeltes Rütlijubiläum

Autor: [s.n.]

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-638460

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 21.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Schweizer Pfingsten.

„Und als der Tag der Pfingsten erfüllet war, waren sie alle einmütig beieinander. — Und es geschah schnell ein Brausen vom Himmel, als eines gewaltigen Windes, und erfüllte das ganze Haus, da sie saßen ...

„Und wurden alle voll des heiligen Geistes, und fingen an zu predigen mit andern Zungen ...

„Die andern aber hatten es ihren Spott und sprachen: Sie sind voll süßen Weines." (Apostelgesch. 2.)

Es ist für uns Heutige eine Unmöglichkeit, nachfühlend zu erfassen, was sich an jenem Tag der Pfingsten vor 1900 und mehr Jahren unter den in Jerusalem versammelten Christen abspielte. Wie im Traume hatten sie die fünfzig Tage nach dem Tode des Heilandes durchlebt. Die ersten Tage nach dem schrecklichen Ereignis auf Golgatha, das alle ihre Hoffnungen verschüttet hatte, waren sie taumelnd in Schmerz und Fassungslosigkeit einhergegangen. Dann plötzlich war der Auferstandene wieder unter ihnen; bald hier, bald dort tauchte er in ihrer Mitte auf und redete verheißungsvolle Worte mit ihnen, und eine wunderbare Zuversicht und Siegesgewißheit erfüllte sie. Und als er am vierzigsten Tage von ihnen schied, „aufgehoben gen Himmel", waren sie noch voll eines unerschütterlichen Glaubens an seine tat- und hilfsbereite Allgegenwart. Und da muß — in ihrer Versammlung — die in jedem einzelnen aufgestaute Glaubensenergie zusammengeflossen und zu einem Durchbruch gekommen sein, wie ihn die Teilnehmer, aber auch die Zuschauer noch nie erlebt hatten.

Doch wir wollen nicht rationalistisch deuten. Wir können das Pfingstwunder, wie gesagt, heute nicht mehr nacherleben. Wir standen nie unter dem Eindruck des lebenden Christus, und wenn die Jünger tagtäglich den Abglanz seiner Göttlichkeit von seiner Stirne leuchten sahen, so ist dieser Schimmer heute nach Jahrhunderten durch die Nebel des Zweifels hindurch nur mehr ganz schwach und getrübt zu erkennen.

Was wir aber gerade heute wieder miterleben und was durch alle Geschichtsepochen hindurch mit packenden Beispielen belegt werden kann, das ist die stete Bereitschaft des gedrückten und notbedrängten Teiles der Menschheit, einem Messias, einem Führer anzuhangen und mit ihm und für ihn zu leiden und zu bluten. Seit Christus Tode sind den Völkern schon unzählige neue Messiasse erstanden, haben neue Frohe Botschaften aufgestellt, sind begeistert umjubelt, aber auch verraten, verlassen und gekreuzigt worden. Was gut und göttlich war an ihren Ideen, was Gerechtigkeit und Liebe war an ihrer Zielsetzung, hat weitergelebt als leuchtende Fackel, die weitergeht von Generationen zu Generationen, um immer wieder in Zeiten der höchsten Not und heftigsten Sehnsucht nach Erlösung Massenbewegungen und Massenbegeisterung anzufachen.

Und immer auch haben die für eine große gemeinsame Sache begeisterten Menschen, wenn sie „einmütig beieinander" waren, ihr Pfingstwunder erlebt. Da rauschte die Begeisterung wie ein Brausen vom Himmel durch den Saal oder über das Versammlungsfeld; da fühlten sich alle voll des heiligen Geistes, und da lösten sich die Zungen und predigten und lobpreisten in allen Sprachen. Da waren auch die Zuschauer da, die bloß ästhetisch oder historisch oder psychologisch Interessierten, die kühlen Realisten und Rechner, die die Achsel zuckten und spöttelten: „Sie sind voll süßen Weines!"

Freilich das Entscheidende an solchen Massenerhebungen, an solchen Begeisterungsstürmen war je und je die Heiligkeit oder Nichtheiligkeit des Geistes, der sie erzeugte. An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen, gilt auch hier. Messiasaufstände wie die der Makkabäer, die für ein einziges, das eigene, Volk Erlösung, Befreiung, Weltgeltung und Weltherrschaft verlangen, sind nicht vom göttlichen Pfingstgeist erfüllt, und sie müssen darum zusammenbrechen und dem Volke, das der jüdischen Messiasidee sich ergibt, auch wenn es das äußerliche Judentum ablehnt und verfolgt, neues Leiden und neue Not bringen. Nationalismus allein, wenn er nicht getragen ist von Humanität, d. i. von der Menschlichkeit, die das Vaterland des andern Volkes achtet und hochhält wie das des eigenen, bringt keiner Volkschaft bleibendes Glück und wahre Größe. Aber auch die Demokratie mit einem Volksbegriff als Grundlage, der ein Reich und Arm, ein Oben und Unten als recht und unabänderlich in sich einschließt, entbehrt des wahren Pfingstgeistes und hat Gottes Zustimmung nicht.

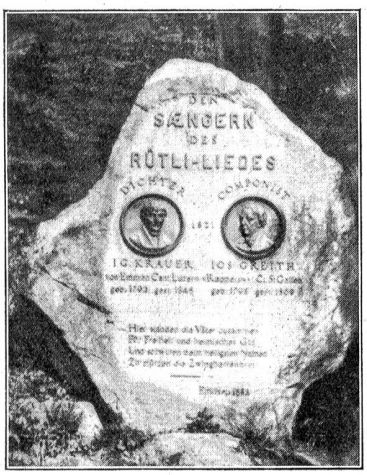
Wir hören in diesen Tagen so viel von Erneuerung und Vertiefung unserer schweizerischen Staatsidee. Es gibt kaum eine politische Versammlung, wo nicht die Menge sich am Bewußtsein verwirklichter Volksherrschaft erlabt und sich stärkt am Gelöbnis zu ihrer Erhaltung und Festigung. Aber Hand aufs Herz! Sind wir Schweizer uns im Innersten und Tiefsten klar über Inhalt und Ziel unserer vielgerühmten Demokratie? Jedenfalls sind wir nicht einmütig wie die Pfingstchristen. Die einen sehen als deren Inhalt und Ziel das Wohlergehen des größtmöglichen Volksteils an, die andern verlangen vom demokratischen Staat als erstes und oberstes: Ordnung; für sie heißt das Schutz dem Eigentum und Schutz den aus Eigentum erworbenen Rechten. Wir wollen unsere Leser nicht im Zweifel lassen, auf welcher Seite wir stehen. Wir können nur einer Staatsauffassung beistimmen, die getragen ist von jenem Geist der Liebe, der die erste Pfingstgemeinde zusammenhielt und beseelte. In diesen ersten Christen war das Wort des Heilandes von der Entscheidung, die jeder Mensch zu treffen hat — Man kann nicht zweien Herren dienen, Gott und dem Mammon! — lebendig, und sie hielten sich nicht bloß mit frommen Worten, sondern mit der gelebten Tat an das Beispiel ihres Meisters; sie dienten Gott und verachteten den Mammon. Wer aber hat in unserer christlichen Demokratie Geltung, der ihnen gleichtut?

Gewiß, Erneuerung tut unserer Schweizerdemokratie not. Aber es muß eine Abkehr sein von jener Gesinnung, die immer zuerst an das Geld denkt und an den Besitz als das zu Beschützende und zu Erhaltende und nicht an die Lebensgüter der Gerechtigkeit und Menschlichkeit, die zu schaffen und zu mehren unserer Zeit der Auflösung und des Zerfalles so not täte. Und es muß eine Rückkehr sein unserer Staatsidee und unserer Volkserziehung zu der schlichten und frommen Gesinnung des jungen Christentums, in dem die Heilandworte noch ungedeutet geglaubt und gelebt wurden. Dann erst mag wahr werden, was wir so gerne von unserem Schweizertum glauben, daß es, als mit heiligem Pfingstgeiste gesegnet, bestehen wird, andern Völkern ein leuchtendes Beispiel zur Nacheiferung. H. B.

Ein doppeltes Rütlijubiläum.

75 Jahre sind verflossen, seit die Schweizerjugend das Rütli, das Nationalheiligtum der Schweizer, ankaufte, um es für alle Zeiten vor Spekulationen und Verschandelungen zu bewahren. Die Vorgeschichte des Ankaufs ist folgende: Als im Jahre 1858 die schweizerische Gemeinnützige Gesellschaft ihre Jahresversammlung in Schwyz abhielt, schloß sie an die Tagung eine Fahrt auf dem Urnersee. Dabei wußte Dekan Häfelin von Wädenswil mitzuteilen, daß auf dem Rütli ein Fremdenhotel gebaut werden solle, die Fundamente seien bereits gemacht. Einstimmig war man der Meinung, das müsse verhindert werden. Der Vorstand erhielt Auftrag, die Frage des Ankaufs zu studieren. Er stellte fest, daß das Rütli für 54,000 Franken zu kaufen

sei, eine für damalige Verhältnisse sehr hohe Summe. Es wurde beschlossen, unter der gesamten Schweizerjugend eine Sammlung für den Ankauf zu veranstalten, sicher ein guter



Der Gedenkstein des Dichters und des Komponisten des Rütliliedes.

Gedanke, der sofort überall freudigen Widerhall fand. Tausende von Schweizerkindern brachten ihre kleinen und größeren Scherflein und bald waren 96,000 Franken beisammen, so daß über den Ankaufspreis hinaus eine gewisse Summe zur Verfügung stand, um die stille Waldwiese, die sich in einem elenden Zustand befand, instand zu stellen, Wege anzulegen, die Dreiländerquellen, die damals in eine Kotlache mündeten, zu fassen. Das Rütlihaus wurde im Stile der Gegend neu gebaut, ganz in die Landschaft eingepaßt. Dann wurde das Rütli der Eidgenossenschaft geschenkt, wobei sich die Gemeinnützige Gesellschaft nur die Verwaltung vorbehielt. So wurde das Rütli wieder so recht die jedem rechten Schweizer heilige Stätte.

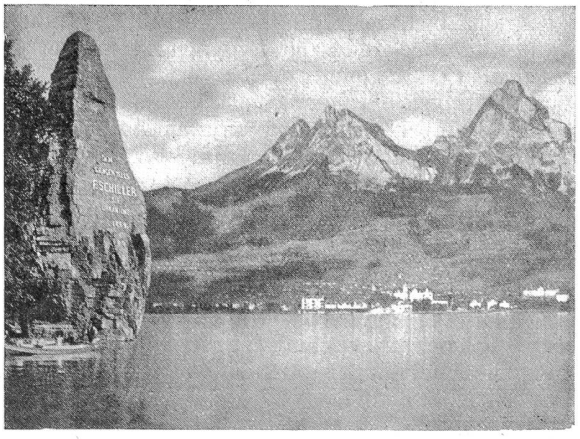
Die große Popularität, die das Rütli heute genießt, verdankt es sicher zu einem schönen Teil dem Rütlilied, das seit etwas mehr als 100 Jahren in allen Schulen gerne gesungen wird. Es war ein guter Gedanke, dem Dichter und dem Komponisten, zwei unbekannten Größen, in dankbarer Verehrung auf dem Rütli selber einen Denkstein zu errichten. Die Idee kam aus Sängerkreisen der Innerschweiz. In Luzern bildete sich zur Verwirklichung ein Komitee. Vor 50 Jahren, am 18. Mai 1884, konnte der einfache, schlichte Denkstein enthüllt und feierlich eingeweiht werden, an einem prächtigen Frühlingstage, der 2000 Personen auf das Rütli lockte. Oberst Stocker übergab nach der Enthüllung des Denksteins das Ehrenmal in die Obhut der Rütlikommission, als Sprecher der Luzerner Sänger. Reden hielten weiter J. L. Spyri von Zürich, sowie Redaktor Seifert von St. Gallen. Der zweite Teil des Festes folgte in Luzern, wo abends auch das Löwendenkmal beleuchtet wurde. Der einfache Denkstein enthält in zwei Medaillons die Bildnisse des Dichters des Rütliliedes, J. G. Krauer, sowie des Komponisten, Jos. Greith, darüber die Worte: „Den Sängern des Rütliliedes". Unten steht eine Strophe aus dem Lied: „Hier standen die Väter zusammen, für Freiheit und heimisches Gut; und schwuren beim heiligsten Namen, zu stürzen der Zwingherrenbrut."

Einiges über die beiden Männer darf zum 50jährigen Jubiläum der Denkmalsenthüllung mitgeteilt werden. Johann Georg Krauer, der Dichter, wurde am 3. April 1792 zu Rothenburg (Luzern) geboren, besuchte die Kantonsschule Luzern, studierte in Zürich und Freiburg i. Br. Medizin und Naturwissenschaften, wurde Landarzt, studierte dazwischen die Flora seiner Heimat, war dann eine Zeitlang Lehrer der Naturgeschichte am Lyzeum in Luzern, dann wieder Landarzt in Rothenburg, Hochdorf, Schongau und Altwis bei Hitzkirch, ohne es zu materiellen Gütern zu bringen, zum Teil aus eigener Schuld. Er starb im Herbst 1845

Das Rütlihaus auf dem Rütli.

am Typhus. Als Dichter lebt Krauer eigentlich nur im Rütlilied weiter. Er gab 1836 seine Gedichte heraus. Unter den Subskribenten finden sich so ziemlich alle Persönlichkeiten, deren Namen wir aus der schweizerischen Regenerationsbewegung kennen. Der Komponist, Josef Greith, kam am 15. August 1798 zu Rapperswil am Zürichsee zur Welt, besuchte das Gymnasium St. Gallen, dann das Lyzeum in Luzern, bereitete sich auf den Universitäten Freiburg im Breisgau und Landshut auf den Eintritt ins Priesterseminar in Chur vor, verließ dieses aber, um auf dem weltbekannten Fellenbergschen Institut in Hofwil, später an der Kantonsschule Aarau zu unterrichten. 1833 wurde er als Gesanglehrer an die Kantonsschule St. Gallen berufen, wo er anfangs Januar 1869 starb.

Das Rütlilied entstand in Freiburg i. Br. Das Manuskript, heute Eigentum der Stadtbibliothek Luzern, gibt den 12. November 1820 als Entstehungstag an. Krauer las es seinem Freunde Greith vor, der sagte: „Das mußt du mir geben, das muß ich komponieren!" Wenige Tage später sang der Schweizerverein in Freiburg i. Br. das Lied. Bald kam es nach Luzern, wurde hier im Spätherbst 1821 erstmals gesungen, damals, als der fortschrittliche Phi-



Schillerstein mit Blick auf Brunnen.

losophieprofessor Dr. Troxler entlassen worden war. Erstmals gedruckt findet es sich in zweistimmigem Satz im Liederbuch, das der Studentenverein Zofingia 1822 herausgab.

Im gleichen Jahre wurde es übrigens auch in eine Liedersammlung von E. Münch, die in Basel herauskam, aufgenommen. 1825 findet es sich dreistimmig in der zweiten Auflage des Zofinger-Liederbuches und kam in diesem Jahre auch in das Turnerliederbuch. Bald wurde es auch in die Schulbücher aufgenommen, in welchen es sich bis heute gehalten hat. V.

Schweizerland.

Von Arnold Ott.

Es steht ein Haus auf Felsenwand,
Ein festes Haus, als Turm gebaut,
Der weithin durch die Lande schaut.
Es steht in Gottes Hut und Hand,
Das Vaterhaus, dein Heimatland.

Es birgt dich klein, es zieht dich groß,
Gibt Wiege dir und Wanderstab
Und, wenn du müd, ein kühles Grab;
Und ist es auch an Golde bloß,
Es gibt dir mehr, des Freien Los.

Wenn Feinde drohn mit Schuß und Stich,
Sie reißen nicht die Mauern ein,
Die Giebel hoch im Firneschein;
Und ob der Sohn im Feld verblich,
Das Vaterland steht ewiglich.

Pfingstsonne.

Skizze von Grethe Schoeppl.

„Mutter, noch immer verfolgt mich täglich dieser Unbekannte, von dem ich dir schon erzählt habe!" ereiferte sich die achtzehnjährige, dunkellockige Ilse und setzte belustigt hinzu: „Ach, wenn dieser Mensch doch wüßte, daß ich längst verlobt bin und mein Bräutigam nur studienhalber verreist ist, würde er seine Annäherungsversuche wohl aufgeben!"

„Hat er dich vielleicht gar schon angesprochen, Kind? Du weißt doch, was du deiner Ehre schuldig bist!"

„Aber woher denn, Mütterchen! Der getraut sich das ja gar nicht! Ich würde es ihm auch nicht raten. Er begnügt sich mit seinen eigenartigen Blicken und dem Nachsteigen in gemessenen Abständen. Seitdem ich ihn bemerkt habe — und das ist jetzt schon Monate her — hat er sein diesbezügliches Programm nicht geändert!"

Hell und klingend lachte das junge Mädchen auf. Dann lief es in sein Zimmer hinüber, sich rasch fertig zu machen, ihre Freundin zu besuchen.

Und nun saß Ilses Mutter allein in dem mit vornehmer Behaglichkeit eingerichteten Zimmer, in Erinnerungen versunken ... Machte es die goldene Maiensonne, die abschiednehmend auf dem Fenster lag, daß der nun bald vierzigjährigen Frau solche Gedanken kamen, die sie längst in sich erloschen, begraben gewähnt hatte! — Oder machten es Ilsens Worte, die täglich von neuen Eroberungen erzählten, daß Frau Klara unwillkürlich denken mußte: Solch ein junges Mädchen hat alles, und ich, eine Frau, die ja noch lange nicht alt ist, hat nichts, gar nichts vom Leben! —

Ihre eigene Mädchenzeit fiel ihr ein und ihre erste Liebe zu Ralph von Bergen, dem jungen Gutsnachbarn. Schmerzlich bewegt blickte sie zu dem Bilde, das dort an der Wand hing und sie als junges Mädchen darstellte!

Schön war Frau Klara gewesen, strahlend schön, viel schöner als ihre Tochter Ilse, die ihre Züge mit denen Vaters vermischt in ihrem Antlitz trug.

Sie sah sich mit Ralph an blühenden Hecken vorüberwandern, sie sah im Geiste genau die Stelle vor sich, wo sie sich zum erstenmal geküßt hatten. Und dann hörte sie Vaters Stimme: Wir sind bis über den Kopf verschuldet. Nimm die Werbung Berckdorffs an, rette deine alten Eltern vor dem Ruin, rette unser Stück Heimaterde!

So war die schöne, glückliche Klara des reichen, alten Oelfabrikanten Berckdorff unglückliches Weib geworden; denn Ralphs Vermögen hätte wohl nicht ausgereicht, die Schuldenlast ihrer Familie zu decken und seine Eltern hätten auch, nachdem sie dies erfahren, nie in eine Verbindung mit Klara gewilligt.

So unglücklich auch Klara in ihrer Ehe war, so treu war sie ihrem Gatten gewesen. Sie war ihm in eine fremde Stadt gefolgt. Von Ralph hatte sie nie mehr etwas gehört, auch dann nicht, als Berckdorff nach kaum sechsjähriger Ehe am Schlagflusse starb.

Zwölf Jahre lebte Klara nun schon als Witwe, still und zurückgezogen, und neben ihr rauschte das Leben vorbei, unaufhaltsam, unerbittlich und flocht zarte, weiße Fäden in ihr dunkelglänzendes Haar ...

Mitten aus ihrem Sinnen und Grübeln riß sie das Schellen der Türglocke. Gleich darauf erschien das Stubenmädchen mit einer Karte, worauf „Ralph von Bergen" zu lesen stand.

Frau Klara meinte zu träumen, wie um sich zu besinnen, fuhr sie mit der Hand an ihre Stirne, sagte aber sogleich mit unveränderter Stimme: „Ich lasse bitten!"

Und dann stand er vor ihr, um den sich seit Jahren ihre Sehnsucht rankte. Oh, trotz der an den Schläfen leicht ergrauten Haare, den feinen Fältchen in seinem lieben, frischen Gesicht, hätte sie ihn, auch ohne die Visitenkarte, sofort wieder erkannt.

„Gnädige Frau", begann er, „eine eigenartige Fügung ist es, die mich wieder auf Ihren Weg führte! Ich halte mich in einer Prozeßangelegenheit seit einigen Monaten hier auf. Da durfte ich Ihr Fräulein Tochter täglich denselben Weg in die Kunstgewerbeschule gehen sehen! Von ferne folgte ich ihr! Meine Jugend erwachte in mir, mit allen unvergeßlichen Erinnerungen ... Ich zögerte, mich dem Mädchen zu nahen, fürchtete eine neue Zerstörung meines neu erwachsenden Glückes!"

„Das wäre auch ohne Zweifel der Fall gewesen", sagte Frau Klara etwas bitter, denn Ilse ist verlobt und wird im Herbst heiraten!"

Doch ihre Worte wurden nur oberflächlich gehört; denn jetzt stand Ralph vor ihrem Jugendbilde, ganz vertieft in diesen Anblick. Oh, was war Ilse gegen dieses Bild! Hastig wandte sich Bergen wieder der Frau zu:

„Sie irren, Frau Klara, ich wollte nicht um Ilse werben; es war nur die Aehnlichkeit mit Ihnen, die mich dem Mädchen von ferne folgen ließ! Ich hielt es endlich nicht mehr länger aus. Forschte nach. Erfuhr Ilsens Namen. Berckdorff! Erinnerte mich, daß jener Andere, der mir einst die tiefste Wunde geschlagen, diesen Namen getragen! Da kam ich kurz entschlossen hieher. Gnädige Frau ... Frau Klara ... erinnern Sie sich meiner noch?"

Ob sie sich erinnerte! — Je mehr Ralph von Bergen nach dem Bilde sah, umso ähnlicher demselben, umso verjüngter erschien ihm Frau Klara, sie und das Bild verflossen ihm endlich in Eines; denn die Pfingstsonnenstrahlen lagen auf beiden und umgoldeten sie. —

Und wie Ralph erzählte, daß er nie verheiratet gewesen, daß er ihr immer die Treue gehalten, mit Gewalt sich zurückgehalten, nie nach ihr zu forschen, um ihre Ehe nicht zu trüben, da blühte Frau Klara zusehends auf, da entfaltete sich die ganze, dieser stillen, einsam gewordenen Frau innewohnende Schönheit zur vollsten Blüte.

Wie ein Kartenhaus fielen die Jahre zusammen, die leuchtende Jugend von einst war da, mit ihrer Liebe, ihrer Seligkeit!